

(Nachdruck verboten.)

Eheliche Strouhal.

Erzählung von M. A. Simácel.

Deutsch von Franka Hajek.

„Was machst Du dort, Bartšcha?“ rief Strouhal.
„Nichts! Ich wollte mir nur ein bißchen warmes Wasser holen“, lautete die verlegene Antwort.

Strouhal stand schon neben dem Mädchen.
„So, so. Also ein bißchen warmes Wasser wolltest Du! Und wo hast Du Deinen Topf?“ fragte er, als er merkte, daß das Mädchen mit leeren Händen dastand.

Die Gefragte wandte verlegen den Kopf. Da bemerkte der Oberheizer, daß noch eine zweite Person sich zu verbergen trachtete. Rasch entschlossen, zog er sie an dem Kermel hervor.

„Aha, Tonik Buresch hat der Bartšcha hier ein Rendezvous gegeben“, sagte er, sich an der Verlegenheit der beiden weidend.

„Nun Kinder, geht jetzt hübsch wieder da hinein. Ein Küßchen könnt Ihr Euch für den Heimweg aufsparen.“

Tonik und Bartšcha waren schon draußen.

Strouhal ging, behaglich schmunzelnd, wieder auf seinen Platz zurück und fuhr in seiner Erzählung fort: „Einnmal kam mir ein guter Gedanke. Wydra erschien wieder im Kesselhaus, ging hin und her, prüfte alle Manometer, als ob er etwas davon verstanden hätte, und wischte beständig mit der rechten Hand über seinen linken Kermel, wie er immer that, wenn er ein Gespräch beabsichtigte. . . . Und richtig, nach einer Weile bleibt er bei mir stehen. Ich thue recht verlegen, drehe an meiner Mütze und senke die Augen.“

„Na, na, Strouhal“, beginnt er recht von oben herab, „es will mir scheinen, als ob nicht alles in bester Ordnung wäre“ . . .

„Oh . . . es wäre schon alles gut, sogar sehr gut, wenn . . . wenn nur der Schornstein nicht so hoch wäre.“

„Der Schornstein ist zu hoch? Ob ich das nicht gleich gesagt habe. Ich habe es sofort gewünscht, daß es nicht gut thun wird. Und was ist damit? Will es nicht brennen oder braucht Ihr zu viel Kohlen? . . .“

„Das gerade nicht, Herr Wydra“, antwortete ich wieder. „Im Gegenteile, um so besser brennt es, wenn die Esse recht hoch ist. Für uns wäre alles ganz gut, aber — es ist nur wegen des vielen Zuckers“, räume ich ihm zu.

„Wieso wegen des Zuckers? Wieso?“ forschte Wydra eifrig.

„Das sind schwierige Sachen — sage ich — darüber läßt sich nicht gut sprechen. Unserer sieht so manches, muß jedoch hübsch die Zunge hinter den Zähnen halten, wenn man seine Stelle nicht verlieren will. . . .“ Wydras Augen funkelten förmlich, und die Farbe seines Gesichtes ging infolge der Wärme im Kesselhause ins Violette über. Er ergriff mich bei der Hand und zog mich in einen Winkel.

„Sagen Sie mir alles, Strouhal, was hier vor sich geht. Sie wissen, ich habe Geld in der Fabrik stecken und muß mich deshalb auch darum kümmern. Wenn etwas nicht in Ordnung ist, so muß man dem Einhalt thun. . . . Sagen Sie mir alles und fürchten Sie nichts! Wenn man es Ihnen übel nehmen sollte, dann sind wir noch da und nehmen Sie in Schutz. In unserer Fabrik darf Ihnen deshalb nicht das geringste geschehen.“

„Herr Wydra, ich will es Ihnen also sagen — spreche ich geheimnisvoll — aber um alles in der Welt, verraten Sie mich nicht.“

„Keine Furcht, mein Lieber, nicht ein Haar darf Ihnen gekrümmt werden. . . .“

„Also hören Sie! . . . Letzthin in einer Nacht, da war ich gerade mit dem Heizer Horal draußen auf dem Hofe, und nun konnten wir beide deutlich sehen, wie etwas fortwährend zum Schornstein hinansfliegt und auf die Erde niedersinkt. Zuerst haben wir gedacht, es sei Asche. Ich gehe also und will die eine kleine Klappe schließen — ich war ohne Mühe, so wie ich da stehe — und da merke ich auf einmal, wie mir etwas in die Haare fliegt, und wie ich mit den Fingern durch

die Haare fahre; ich merke sofort, was es war. Es war Zucker! Ich hielt eine Hand voll davon. . . .“

„Als ich das alles Wydra gesagt hatte und mir den Burschen ansah, hatte ich Mühe, das Lachen zu verbeizen. Den Mund weit offen, er klokte mich mit seinen Augen an, während seine Finger sich förmlich krallten. Ich schaue ihm, so gut ich es konnte, in sein dunkelrotes Gesicht, nickte mit dem Kopfe und senkte nur noch: „Es ist ein Glend!“

„Und was haben Sie mit dem Zucker gemacht?“ fragt mich nach einer langen Weile Wydra, nachdem er sich aus seiner Erstarrung erholt hatte.

„Was konnten wir damit machen? — schwindle ich weiter. — Was der Wind nicht davon trug und der Regen nicht aufgeweicht hatte, setzten wir zusammen. Aber ich bitte Sie, was blieb da noch übrig, kaum einen halben Centner haben wir gerettet.“

„Einen halben Centner!“ schrie Wydra entsetzt, „das ist ja unerhört. . . . das ist schrecklich, das muß aufhören!“

„Um Gotteswillen, Herr Wydra, — suchte ich ihn zu beschwichtigen — wenn uns jemand hört, komme ich um mein Brot. Also nur still, nur hübsch still; und sagen Sie es keiner Menschenseele. Am besten wird es sein, wenn Sie sich selbst davon überzeugen.“

„Ja, fliegt er denn immer noch heraus?“ fragt der entsetzte Wydra,

„Immer, immer noch, namentlich bei starkem Winde und wenn es draußen schneit. . . .“

Wydra verstummte, knöpfte seinen Rock zu und reichte mir die Hand. Es geschah zum erstenmale. Ich fühlte in meiner Hand einen Silbergulden. „Kaufen Sie sich Tabak dafür, Oberheizer, weil Sie so ehrlich sind“ — kispelt er mir ins Ohr, „und wenn Sie wieder etwas wissen, nur heraus damit, ohne Umstände. Sie sind ein Ehrenmann, Strouhal! Wir wollen schon dahinter kommen, woran das liegt! . . . Und ich habe es immer gesagt, daß es mit dem Schornstein so nicht gehen kann, und jetzt haben wir die Versicherung. . . . Mein Gott, mein Gott, so viel Zucker. . . . Aber das muß in unserer Fabrik aufhören, das wollen wir nicht länger dulden!“ So sprechend und mit seinem Stock auf den mit Ziegeln gepflasterten Boden heftig stoßend, ging Wydra in der größten Aufregung hinaus.

Etwas eine Woche später, es war gerade ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagen möchte, sehe ich um den Schornstein eine in einen Pelz gehüllte Gestalt herumschleichen. Ich erkannte ihn sofort, es war Wydra. Der nasse Schnee, der in Massen herunterfiel, wurde sofort zu Wasser, so daß Wydra bis über die Knöchel in der Rässe stand. Der Wind peitschte ihm das Schneewetter ins Gesicht, er achtete nicht darauf, im Gegenteile, er wandte das Gesicht immer nach oben, so daß es bald mit Schnee bedeckt war und ganz naß wurde. . . .

„Habt Ihr nichts gehört?“ wandte sich Strouhal auf einmal an die Heizer und stand auf.

„Nichts“, erwiderten sie.

„Es schien mir doch, als hätte ich einen Schrei vernommen.“

„Oh — irgend ein Mädel wird es gewesen sein, die twieschen alle Augenblicke“, sagte einer.

„Nein, nicht aus der Fabrik, aus dem Aschenkantel unter uns kam es.“

„Ja, das scheint nur so. Erzählt nur weiter.“

„Seid alle ein Weilchen still!“ befahl Strouhal. Alle hielten inne, auch der Arbeiter, der gerade mit dem Feuerhaken im Ofen schürte. Alle lauschten sie, doch nichts war zu hören als der regelmäßige Gang der Pumpen und das Brausen des Dampfes.

„Also, erzählt nur weiter, Oberheizer“, begann der neugierige Hladil wieder zu mahnen.

Strouhal setzte sich wieder und fuhr fort: „Nun sah ich, wie Wydra die offenen Hände vor sich hin hielt, den Schnee auffing und ihn untersuchte, wobei er immer den Kopf schüttelte. Aha, dachte ich, Wydra sucht Zucker. Jetzt wird es Zeit, den Adjunkten herbeizurufen. Und so ging ich zu ihm, und erzählte ich ihm den Spaß. Ihr könnt Euch denken, wie er gelacht hat. Dann ging er hinaus, um sich Wydras Treiben näher anzusehen. Anfangs begann er, nur so beiläufig zu

fragen, dann immer dringlicher, bis ihm Hydra schließlich alles gebeichtet hat. Der Adjunkt, der sein Lachen kaum verbeissen konnte, erklärte nun Hydra, daß so etwas gar nicht möglich sei. „Wie konnten Sie, ein so verständiger Mann, es aber nur glauben?“ hörte ich ihn sprechen. „Was war es also, und wie konnte mir Strouhal nur so etwas vormachen? Glaubt er vielleicht, daß ich nicht dahinter komme, ich? ... Da hat er sich aber verrechnet, das will ich ihm schon beweisen ... er soll mich schon kennen lernen ...“ drohte Hydra.

„Da haben Sie, Herr Gebatter, unsere Arbeiter! Nichts verstehen sie. Was über die Schaufel und den Feuerhaken hinaus geht, das ist den Leuten schon zu hoch. Und da kommen Sie dann auch auf so dummes Zeug. Glauben Sie mir, er meinte es ernst, er glaubt es wirklich in seiner Dummheit ...“ Und während der Adjunkt so sprach, führte er Hydra durch unser Kesselhaus und fuhr mich an: „Strouhal, wie können Sie nur so unvernünftig sein! Wissen Sie denn nicht, daß der Rauchfang in gar keiner Verbindung mit den Böden ist?“ Ich schwieg und blickte zu Boden. „Und da wollen Sie Oberheizer sein,“ zwang sich mit saurer Miene Hydra zum Lachen. „Wahrhaftig, ich habe mich amüsiert, als Sie mir den Unsinn erzählt haben. Und mit so einer ernsten Miene!“ Dabei blickte er mich so sonderbar an, als wollte er mich meines schwachen Verstandes wegen ernst bemitleiden ... Seit her hat er sich in Kesselhaufe nicht blicken lassen. Die anderen kamen zwar immer noch und erzählten einander lachend die Geschichte mit Hydra, obwohl sie selbst um kein Haar besser waren.“

„Jetzt würden Sie aber bei unsern Bauern damit böse ankommen, wollten Sie ihnen solche Bären aufbinden, wie dem Hydra,“ meinte der Geizer Wessely.

„Aber damals glaubten sie noch alles, was man ihnen sagte. Freilich hatten sie die Zuckersabrik erst das zweite Jahr.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Noch vor ein paar Jahren brachte der Winter in Berlin für den Kunstmarkt eine Pause, und der Kunstfreund konnte beglückseligt genießen, was die beiden Salons von Gurlitt und Schulte bei monatlichem Wechsel ihres Bestandes boten. Jetzt haben wir sechs größere Kunstsalons, die in kürzeren Fristen ziemlich umfangreiche Sammlungen herausbringen, und daneben thun sich regelmäßig noch eine Reihe ähnlicher Veranstaltungen auf. Gegen diese Ueberfülle von Arbeiten bleibt eben nur eine Hilfe, die strengste Beschränkung auf das künstlerisch Wertvolle. Dann ist freilich die Ausbeute in der Regel nicht allzu groß.

Der Salon Gurlitt bringt eine Sammlung von meist älteren Gemälden und Studien Wilhelm Leibls, vor allem Porträts. Dem Bilde, das im Sommer die Seceffion von ihm gab, füllen sie nichts Neues hinzu, aber sie fesseln immer wieder durch die Charakteristik der Personen und die feine koloristische Haltung.

Weniger ergiebig ist diesmal der Salon Keller und Meiner. Neben zwei älteren Bildern Böcklins, einer römischen Landschaft, die deutlich noch den Einfluß Schirners verrät, und einer „Ruine am Meere“ von 1883, in der eine gewisse Glätte der Farben nicht angenehm berührt, haben mehrere jüngere Künstler ausgestellt. Einen merkwürdigen Eindruck empfangt man von den Arbeiten eines Fräulein D. B. Röderstein. Es sind meist Porträts, einige Idealfiguren, dann auch eine Pietä. Alle diese Bilder sind im Stile älterer italienischer Maler gemalt, ebenso haben wohl ältere Deutsche bei ihrer Entstehung mitgeholfen. Die Gemälde haben nicht nur in der Modellierung und rein äußerlich, in der Komposition, in den Hintergründen den Stil der Alten, ihnen ist sogar der gewisse bräunliche Ton eigen, den alte Bilder durch Nachdunkeln und alle möglichen Einfärbungen erhalten und den man als „Galerieton“ zu bezeichnen gewohnt ist. Fast das ganze Jahrhundert hindurch hat die Malerei danach gerungen, von dem Banne der Alten loszukommen und sich eine eigene Anschauung zu erwerbten — das weiß die Malerin gewiß ebenso gut wie ihre Kritiker, und doch stellt sie sich dieser Entwicklung entgegen. Ich vermag darin freilich nichts anderes zu erblicken, als wieder einen neuen und nicht gerade nötigen Beweis von der Macht der Alten. Bleibende Werte hat die Malerin auf diesem Wege nicht geschaffen. Was dort ruhig und groß wirkt, erscheint hier starr und unlebendig.

In demselben Saale sieht man einige neue Bilder Bakuschels, die ganz in der Art gehalten sind, die man von ihm gewohnt ist, Lumpensammlerinnen, die über ein Feld gehen, ein „Kirchgang“ verschiedener Trottel u. a. Auch Martin Brandenburg ist mit einigen phantastischen Bildern, deren Idee zu einer künstlerisch reifen Durchbildung nicht gekommen ist, vertreten. Es scheint, es soll dabei bleiben, daß seine Arbeiten das „Talent beweisen, von dem man

sich für die Zukunft noch viel versprechen darf“. Gübner hat einige Landschaften mit unangenehm freudigem Tone da, Paul Schad eine große dekorative Landschaft „Eden“, bei der die Farben so dick aufgetragen sind, daß sie fast ein Flachrelief darstellen, — koloristisch nicht ohne Reiz, aber auch erst ein „Versprechen“, — und Hermannsdorff seine gewöhnlichen Heroen-Darstellungen im Puppenstil. Franz Stassen wirkt in einigen mehr naturalistischen Landschaften unruhig und hart, und diese Art hat sich auch auf ein strengeres stilisiertes Bild, „Frau Nimme“, übertragen: ein junges Weib schreiet durch die Frühlingslandschaft.

Noch weniger wird man aus dem „Salon Ribera“ mitnehmen. Die Ausstellung giebt eine Sammlung von Gemälden und einen Cyclus von Zeichnungen R. Hellgrewes, eines Berliner Malers. Der „Afrikanische Totentanz“, eine Reihe von Zeichnungen, in denen die Gefahren des Lebens in Afrika geschildert werden, erhebt sich in nichts über die Durchschnits-Illustration, die hier nur in einem über Gebühr großem Format erscheint. Auch die Bilder bieten nichts. Sie sind fast immer in denselben Tönen, einem harten Blau und Rot, gehalten und ohne jede eigentliche Stimmung, obwohl der Maler diese aufdringlich zu geben versucht hat. Ein großes Bild, Adam und Eva werden aus dem Paradiese vertrieben, wirkt theatralisch; man könnte höchstens, daß sie erhabenen Hauptes und namentlich die Eva mit einem gewissen Vergnügen das Paradies verlassen, als — einigermaßen neue und sympathische Auffassung rühmen.

Sehr interessant ist dagegen die Ausstellung bei Schulte, die eine Reihe von Künstlern verschiedener Nationen zusammenfaßt. Es sind die wichtigsten Werke der letzten Münchener Seceffions-Ausstellung. Von München er Künstler ist Christian Vandenburg in zwei Bildern ausgezeichnet vertreten. Beide Male schildert er in seiner zarten tiefen Art den Abend. Auf dem einen Bilde fallen die letzten Strahlen der Sonne in das Thal, in dem ein stiller, von hohen Ufern umschlossener See liegt. Ein nacktes Mädchen steht voru am Ufer im Schilf, zum Bade bereit, da rudert ein Schwan heran und in einem Anglischer erhebt der zarte Körper. Köstlich ist auch die Abendstimmung, der Gegenstand des warmen einfallenden Lichts und der süklen, aus der Tiefe steigenden Schatten, herausgebracht, und auf dem ruhigen Wasserspiegel tritt das Bild der weiten Welt, des mit rosigem Wolken bedeckten Himmels in dieses enge Thal hinein. „Nun ade, du stilles Haus“ heißt das andere Bild. Ein junger Bursch steht vorn auf einer Höhe und wirkt einen letzten Blick zurück auf das im Grunde am Bach liegende Elternhaus. Nur die Höhen streift noch mit matten Schein die Abendsonne, und der Himmel strahlt in mildem klaren Licht. Das ist einfach, ohne jeden Anspruch, und doch so ergreifend geschildert. Viel derber ist Angelo Janz. Eine „eiserne Wehr“ hält auf einem Hügel, eine Reiterfigur in schwerem Panzer; die roten Lanzen sind noch nicht gefällt, aber alles ist bereit, im nächsten Augenblick hinabzubrausen ins Thal. Drohend wie dieses Heer lagern schwere Wetterwolken über der Ebene. Es ist Kraft in dem Bilde, und die breiten geschwungenen Striche erinnern an Etuck. Weniger einheitlich, etwas roh, wirkt „Ein altes Nest“, ein Städtchen mit vielen, vielen roten Dächern, die im Thale liegen und auf die man herabschaut. Robert Haugs stimmungsvolles Bild „Wachfeuer“, Soldaten im Kostüm vor hundert Jahren, zeigt den Einfluß Herterichs. Kräftig, und doch gut gestimmt in der Farbe ist Rudolf Nizls Interieur „Dame in Rot und Dienerin.“

Der Dresdener Gotthard Kühel ist mit einer größeren Anzahl von Arbeiten vertreten. Gerade die letzten unter ihnen sind am wenigsten fein, fast trüb in der Farbe. Dagegen ist in den Kircheninterieurs, namentlich dem einer Münchener Kirche die Stimmung gut festgehalten.

Von den Ausländern sind besonders Bilder der Schotten und Engländer reichlicher vorhanden. Die schottische Landschaft hat in James Paterson, der eine Ansicht von Edinburgh bei strömendem Regen, in weichen blaugrauen Tönen gemalt hat, einen glänzenden Vertreter; Macaulay Stevenson fandte einige neue Variationen seiner sehr feinen, aber auch sehr engen Kunst, die immer Dämmerungstimmung, hohe Bäume, die mit verschwimmenden Silhouetten gegen den Himmel stehen, einen Teich und den Mond, der oben, unten oder in der Mitte hinter den Bäumen hervortritt, zeigen: „Sinfonien in Graugrün“. Alexander Roche hat außer einer ganz im Stile Gainsboroughs gemalten „Chloe“ in köstlich silbrigglänzendem Grün gute Stadtsichten gemalt. Ein großes Bild am Teich unter Bäumen spielender Kinder von Austen Brown in London ist ein Prachtstück englischer Malerei, weich und breit in einer schönen Harmonie grüner und brauner Töne hingestrichen. Priestman hält sich wie überhaupt die Engländer in seiner Landschaft stärker an die Natur als die Schotten; von ihm ist außerdem ein gutes Tierbild zu sehen. Von der englischen Phantasielust geben Millie Dow und Maurice Greiffenhagen Proben. Das Triptichon des ersteren, „Eva“, zeigt in der Mitte Eva, die nach dem Apfel greift, ein junges Weib von zarten Formen, in den Seitenbildern den Engel des Todes und den Engel des Lebens; das Bild ist in dem tiefblauen Grundton wie in der strengen Komposition von großer Feinheit.

Ein Meisterwerk der Technik ist des Dänen Peter Seberin Kroyer „Rast auf der Jagd“. Eine Anzahl Jäger lagern im Graze, zwanglos hingestreckt, auf einem sanft ansteigenden Felde. In vollem Sonnenlicht liegt die weite Ebene, die sich vor ihnen ausbreitet, voll fällt das Licht auch über die

gebräunten Gesichter. Das ist so frisch geschildert, der Eindruck des Lebens mit solcher Kraft wiedergegeben, daß es wirkt, als stünde man vor der Scene selbst. Der schwedische Tiermaler Bruno Liljefors hat eine „Bildlage“ in seinem vornehmen grauen Ton in der Ausstellung. Sehr zu beachten sind auch die wenigen Bilder der russischen Maler, das in der Charakteristik vorzügliche und in den Farben geschmackvolle Damenporträt von Valentin Seroff und die Landschaft von Jaal Levitan, ein einsames Schloß in einer düsteren Abendstimmung. —

Kleines Feuilleton.

— Die Gesichtsproportionen alter Bildwerke. Der Lage des Ohres im Verhältnisse zum Schädel widmet der Anatom Moriz Hüll in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft“ eine eingehende Betrachtung. Im Gegensatz zu früheren Feststellungen führt Hüll aus, daß für die Beurteilung der Höhenlage des menschlichen Ohres einzig und allein die Stelle des Ansatzes des Ohres am Schädel, somit nur die Lagerung des äußeren Gehörganges maßgebend ist. Früher hatte man angegeben, daß die normale Stellung des Ohres die zwischen zwei horizontalen Linien sei, von welchen die obere die Augenbraue, die untere die Nase berühre, ziemlich in der Mitte, zwischen Stirn und Hinterkopf. Bei allen Apollon-Bildungen der griechischen Kunst ist die Ohrlage naturgemäß, die Ohren der Athene sind jedoch übermäßig hoch angebracht. Die Aphrodite im Louvre zeigt das Ohr auffallend tief; die Ansatzstelle ist tiefer als bei neugeborenen Kindern, also ganz natürlich. Im allgemeinen hängt jedoch die unnatürliche Ohr-lage mit den übrigen Gesichtsproportionen alter Bildwerke zusammen, bei welchen die Nasengegend viel höher gebildet ist als die Mundgegend. Es sind dies Bildungen, die bei Kindern und Neugeborenen angetroffen werden. Das Ueberwiegen des Höhenmaßes der Nasengegend über das der Mundgegend ist eine der ersten Kindheit eigentümliche Erscheinung; diese ist aber auch an den zahllosen Greisenhädeln zu beobachten, weshalb das Gesicht der Greise an kindliche Zustände erinnert. Hüll zieht den Schluß, daß die ägyptischen Künstler, indem sie das Gesicht mit annähernd kindlichen Proportionen bildeten, bestrebt waren, ihre Schöpfungen mit der schönsten Pflanze, mit der des Jugendreizes, auszustatten. So gaben sie ihren Göttern und Helden die Merkmale ewiger Jugend; sie zeigten so die deutliche Intention nach Idealisierung auf Grund eines Schönheitskanons. Ein wesentlicher Bestandteil des Schönheitskanons ist aber, nach Hüll, die richtige und nicht an ungeeigneten Gestaltungen vorgenommene Anbringung von Gesichts-Propportionen derart, daß an jugendliche Zustände annähernd erinnert wird. Noch folgendes muß bemerkt werden: Wird der obere Gesichtsschnitt, also die Nasengegend, als Träger von Sinnesorganen mäßig gegenüber dem unteren vegetativen Gesichtsschnitt erhöht, so kann das Tierische im Gesichte zurückgedrängt werden, umso mehr, wenn in der Mundregion auch noch die Oberlippen-Gegegend zart gebildet wird, was alles zu einer Veredlung und Verschönerung der Gesichtszüge beiträgt. —

— Mit der Untersuchung afrikanischer Pfeilgifte ist das Institut für Infektionskrankheiten vom Answardigen Amt betraut worden. Der Leiter des Instituts, Prof. Brieger, machte darüber in der letzten Sitzung der „Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege“ einige Mitteilungen. Danach sind die Pfeilgifte der Afrikaner sämtlich sogenannte Herzgifte, die in ähnlicher Weise wie Digitalis wirken. Es treten Nüchtern und Atembeschwerden ein, und das Opfer sinkt schließlich mit einem Ausschrei tot zu Boden. Durch Abkühlung der Dosis hat man genau in der Hand, den Tod langsam oder schneller eintreten zu lassen. Das Gift bildet in Ostafrika einen förmlichen Handelsartikel, der allerdings vor den Augen der Europäer möglichst geheim gehalten wird. Brieger konnte trotzdem zwei handelsmäßig verpackte Pakete dieses Giftes der Gesellschaft vorlegen. Was die Aufgabe anlangt, nach Mitteln zu suchen, die die Wirkung des Giftes aufheben, so ist man da zu einem abschließenden Resultat noch nicht gelangt. Die aus Ostafrika überbrachte Angabe, daß die dort wachsende Tamapflanze ein wirksames Gegengift sei, hat sich nicht bewährt. Man will nun versuchen, die Serumtherapie auch hier zur Anwendung zu bringen, und ein Serum herzustellen, durch dessen Einimpfung die nach Ostafrika gehenden Europäer vor den Wirkungen des Giftes schon vorher geschützt werden. —

— Nafen als Fenerungsmaterial. Unter dem Namen „Jareta“ ist in Peru eine Umbellifere bekannt, die bis in die kältesten Regionen der Anden hinauf wächst und den Boden wie ein Nafen bedeckt. Die Pflanze wächst außerordentlich langsam, es giebt Orte, wo sie in 20 Jahren nicht mehr als 3 Centimeter gewachsen ist, und da steht sie aus wie Nafen; ist sie aber durch Jahrhunderte hindurch zu ihrer vollen Höhe, 1 Meter gelangt, so steht sie in ihrer Gesamtheit aus wie ein Gehölz. In den Anden sind ungeheure Länderstrecken mit dieser Pflanze bedeckt und mehrere Generationen werden den Reichtum nicht erschöpfen können. Dank ihres kolossalen Harzgehaltes giebt diese Pflanze doppelt so viel Wärme als gewöhnliches Brennholz, man verwendet sie heute vielfach zur Heizung von Kälteöfen und als

Fenerung für die Lokomotiven der südperuanischen Eisenbahnen, 1000 Kilogramm dieser sonderbaren Pflanze kosten heute 24 M. —

Volkskunde.

— Ueber die Biene in deutscher Sage und Geschichte sprach Dr. Müllenhof in der letzten Sitzung des „Vereins für Volkskunde“. Die Biene, so führte er nach einem Referat der „Voss. Ztg.“ aus, hat stets eine bevorzugte Stellung unter den Nutztieren eingenommen; sie wird nicht nur als Haustier betrachtet, sondern auch in unmittelbare Beziehungen zum Wohl und Wehe der Familie gebracht, deren Freud und Leid in vielen Gegenden noch heute auch an den Bienenkörben durch Fest- oder Trauerriechend Ausdruck gegeben wird. Die mannigfachen Formen des „Bienenjegens“, die Bezeichnung „Bienenwaber“ für den Bestzer der Bienen u. a. m., deuten das gemüthlich patriarchalische Verhältnis des Menschen zur Biene an. Eine überaus reiche Litteratur ist dem Tierchen schon von der Zeit Alexanders des Gr. (Pythias von Massilia) an gewidmet; aber die alten Völker kannten die Natur und namentlich die Art der Fortpflanzung der Biene schlecht; während die alten Deutschen damit genau vertraut waren. Unsere sämtlichen das Bienenleben betreffenden Ausdrücke sind auch rein deutsch. Entsprechend der Wichtigkeit, welche die Bienenwirtschaft für unsere Vorfahren spielte, beschäftigten sich auch die deutschen Gesetzbücher sehr eingehend mit den daran sich knüpfenden Rechtsverhältnissen, und noch heute haben sich die germanischen Rechtsbegriffe inmitten des staatlich geltenden römischen Rechts im Volke hinsichtlich der Bienenzucht lebendig erhalten. Ein Bienenwaber, der ein anderes Grundstück aufsucht, wird von dem Besitzer dieses Grundstückes anstandslos dem wieder ausgeliefert, dem er entflohen ist, obgleich unser Gesetz diesem keine Handhabe zur Zurückforderung bietet. Streng verboten war im deutschen Recht das Anlocken fremder Bienen durch sogenannte Lockstoffe. Der Vortragende schilderte die Zeidelwirtschaft, welche die Slaven nach Deutschland brachten, das ist das Halten von Bienen in zu diesem Zweck ausgehöhlten Bäumen — ein Verus, der jahrhundertlang an den besondern, genossenschaftlich organisierten und unter eigener Gerichtsbarkeit stehenden Stand der Zeidler gebunden war. Im 16. Jahrhundert fing es an, mit der früher sehr blühenden Bienenzucht rückwärts zu gehen. Infolge der Reformation sank der Bedarf an Kirchen- (Wachs-) Licht; die Aufhebung vieler geistlichen Stifte beschränkte den Honigverbrauch, und die Einführung von indischem Wachs that ein übriges, die Bienenzucht bei uns unlohnend zu machen. Auch trugen die steigenden Holzpreise dazu bei, insofern sie der den Wald schädigenden Zeidelwirtschaft Einhalt geboten. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts erfolgte ein neuer Aufschwung durch die Einführung der beweglichen Wabe und der Honigschleuder. Die letzte Viehzählung im Deutschen Reich ergab einen Bestand von 2 Millionen Bienenstöcken und eine Erzeugung von Honig und Wachs im Werte von 30 Millionen Mark. —

Geographisches.

— Die dänische Pamir-Expedition, die aus dem Oberlieutenant Mussen als Leiter, dem Physiker A. Gjuler und dem Botaniker O. Poulsen bestand, ist nach einer Abwesenheit von 20 Monaten wieder in Kopenhagen eingetroffen. Wie die vorige dänische Expedition nach Zentralasien, ist auch diese Reise sehr ergebnisreich verlaufen. Die Expedition hatte sich über Petersburg, den Kaukasus, Transkaspien und Turkestan zur Stadt Dsch. Provinz Ferghana an der chinesischen Grenze, gegeben, wo eine Karawane zusammengestellt wurde. Im Pamir, bei Chorok, überwinterte man in 2000 Fuß Höhe und führte hier im Laufe des Winters eine Reihe Forschungen und Beobachtungen aus. Außerordentlich reichhaltig sind die ethnographischen, botanischen und zoologischen Sammlungen, die von der Expedition mitgebracht werden. Darunter befinden sich Skeletts der im Pamir vorkommenden großen Steinböde, Menschenschädel, Sammlungen von Fischen aus den Alpenseen Pamirs, ferner Pflanzproben aus den Seen Pamirs, Turkestans, Bucharas, Schinas und Persiens. Von sechs größeren und kleineren Alpenseen im Pamir, die in einer Höhe von 13 000 Fuß liegen, wurden Karten aufgenommen, ebenso vom südlichen Pamirgebiet, dessen Karte acht neue Städte aufweisen wird. Außerdem erforschte die Expedition in Wakhan und Schugnan zwei altperische Sprachen. Von Vegetationen, Landschaften, Ruinen usw. wurden 600 Photographien, von Ruinen in Moscheen und Grabkammern in Turkestan, Buchara und Schiwa ca. 150 Photographien aufgenommen. Schließlich sind noch 800 Gegenstände zu erwähnen, die für das Nationalmuseum in Kopenhagen mitgebracht wurden und in alten Gold-, Silber-, Kupfer- und Messingsachen, Trachten, Waffen, Schmuckstücken u. s. w. bestehen. —

Aus dem Tierleben.

io. Geschmacksverirrungen bei Tieren. In Bezug auf die meisten Tiere hat man mit ziemlicher Genauigkeit in Erfahrung gebracht, welche Auswahl sie für sich auf der großen Speisezettel der Natur zu treffen pflegen. Es giebt aber Fälle, in denen sich die einzelnen Tiere von so vollkommen anderen Stoffen nähren, als es gewöhnlich der Fall ist, daß man dabei gewissermaßen von Geschmacksverirrungen sprechen muß, die gewiß nicht leicht zu erklären sind. Beispiele dafür finden sich fast bei allen Tierklassen. Unter den Säugetieren giebt

es einen wohlbelakten Affen der Gattung Macacus, der gelegentlich die eigentümliche Liebhaberei gezeigt hat, Muscheln und Krebse am Strande zu suchen und zu verzehren. Auch Gorilla und Schimpanse gehen zuweilen von ihren vegetarischen Gewohnheiten ab und stellen besonders jungen Vögeln nach. Zumeist sind die Affen nicht als reine Pflanzenfresser zu betrachten, und daher sind solche Extravaganzen bei ihnen nicht ganz so wunderbar wie bei den strengen Vegetariern unter den Säugetieren, z. B. den Pferden. Man hat Pferde gesehen, die zu wahren Fleischfressern geworden sind, in Tibet sah der bekannte französische Reisende Vorvalot Pferde mit rohem Fleisch füttern, und in Afrika hat Sandersmann Pferde dabei überrascht, wie sie ein blutiges Antelopengerippe ableckten, obgleich die Pferde sonst eine ausgesprochene Abneigung gegen den Anblick und den Geruch von Blut zeigen. In den Gestaden des Huron-Sees in Amerika werden, wie Stodwell erzählt, die unfruchtbareren Sandflämen mit Fischen gedüngt, aber die Abficht wird häufig dadurch vereitelt, daß das Rindvieh die Fische auffrisst. Das Pferd wird gar nicht selten zum Fischfresser, wie es namentlich von den kleinen Pferden auf den Sheland-Inseln bekannt ist. Ein Trupp von 180 dieser Pferde, der nach den Vereinigten Staaten eingeführt worden war, mußte zunächst eine Zeitlang an der Küste belassen werden, damit die Tiere sich ihrer Gewohnheit nach von Strandpflanzen und Fischen nähren konnten; erst allmählich konnten sie dann an das gebräuchliche Pferdefutter gewöhnt werden, behielten aber stets ihre Vorliebe für Fischnahrung bei, die sich sogar auf ihre Nachkommen vererbte. Sobald man ihnen einen Fisch anbot, stürzten sie sich gierig darauf und verzehrten ihn mit sichtlichem Vergnügen. Auf der Halbinsel Kamtschatka, wo es im Winter ganz an Futter fehlt, müssen sich die Pferde ebenso wie die Menschen lediglich mit Fischen begnügen, und das Rindvieh ist auch nicht besser daran. Sogar der Vär ist in jener entlegenen und von schweren Wintern heimgesuchten Gegend zum Fischfresser geworden und zieht vornehmlich den Lachs als Delikatesse vor. Auf der anderen Seite ist ein Tier wie die Fischotter nicht immer ausschließlich Fischphage, sondern sie verschmäht zuweilen auch Enten, Tauben und anderes Geflügel nicht, ferner frägt sie sogar Frösche und Süßwassermauscheln, in der Gefangenenschaft nimmt sie auch gerne Biskuit. In sehr harten Wintern soll die Fischotter sich geradezu in die Hühnerhöfe schleichen, um Geflügel zu rauben und sogar Lämmer zu töten. Die Katze ist, wie jeder weiß, in der Hauptfache Fleischfresser; übrigens auch ein Fischliebhaber, daneben interessiert sie sich aber für Insekten. Viele werden sich entsinnen, eine Katze auf der Jagd nach Fliegen beobachtet zu haben, die sie nicht zum bloßen Vergnügen, sondern zur Nahrung frägt. Im Freien jagen die Katzen Grillen, Heuschrecken und Schmetterlinge. Verschiedene ausgezeichnete Beobachter haben Katzen in Gärten und auf Wiesen hinter Schmetterlingen, Heuschrecken, Käfern usw. herumgesehen. Die Katze ist übrigens so wenig wählerisch, daß sie auch Insekten von starkem und widerlichem Geruch, auch halbverweste Kerfen verschlingt. Geradezu berühmt ist wegen ihrer Merkwürdigkeit die Speisefarbe des Kameels. Im allgemeinen ist es ein Pflanzenfresser, vom Hunger geplagt macht es sich aber auch an Fleisch, Knochen, Felle, tote Fische und Fischbeden. Der harte Inhalt des Strauhenmagens ist geradezu sprichwörtlich geworden. Man kann solcher Beispiele noch sehr viel mehr aufzählen: Hamster, die sich nach vollbrachten Winterschlaf von Vögeln, Mäusen und Käfern nähren, Rentiere, die gelegentlich Wälmäule verzehren, maistressende Hyänen und lämmertötende Affen, welche letztere sich besonders an der in dem Lämmermagen enthaltenen Milch ergötzen, usw. —

Meteorologisches.

— Ein Mondphänomen zu beobachten, hatten jüngst die Bewohner von Währisch-Ostau Gelegenheit. Das seltene Naturerscheinung zeigte sich kurz nach 7 Uhr abends, als nach mehrtägigem Regen im Laufe des Tages der Himmel klar geworden, eine ruhige Dunstfille, welche die ganze Woche hindurch über der Stadt gelagert, sich fast ganz verzogen hatte, sodas nur im Osten ein dunkler Streif blieb. Als der Mond aufging, sah er etwa wie eine Turmuhr an nebligen Tagen aus. Da erreichte die Mondscheibe die Grenze jener Nebelbank. Der Mond umgab sich mit einem unscharf begrenzten kreisförmigen Hof und als Secante dieses Ringes schob ein bläulicher nordlichtartiger, ziemlich breiter Strahl hervor, welcher nach abwärts von der Wollenbank verdeckt wurde, nach aufwärts aber fast bis 75 Grad an den Zenith heranreichte. Parallel dazu als Tangente des Hofes lief ein zweiter schmalerer Strahl. Beide schienen sich gegen den Zenith etwas zu verbreitern und von einander zu entfernen, was aber wohl nur eine perspektivische Verschiebung war. Im Laufe der Zeit verbreiterte sich der Hauptstrahl bis auf etwa 5 Grad des Horizonts, in welchem Maße dann auch der tangierende Lichtkreis südwärts rückte. Nordwärts war dann auch der Himmel dunkelblau und zeigte knapp neben der Mondscheibe funkelnde Sterne, da der Hof auf dieser Seite geschwunden war. In entgegengekehrter Richtung hatte der Himmel einen lichten Schein. Rauberhaft sah der Hauptstrahl aus, als die Erscheinung auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung stand. Die ungleichartigen Luftschichten brachen das Licht in verschiedenem Grade und so erschien das gegen den Zenith gerichtete Ende des Strahles mächtig ausgezackt. Gegen 1/9 Uhr, als der Mond bereits außerhalb des Dunstkreises der Wollenbank war, verschwanden beide

Strahlen. Der Mond stand hell am tiefsten Himmel und war nur von einem blaßbläulichen, ringförmigen Hof umgeben. —

Humoristisches.

— **Tristiger Grund.** Fremder (zu einem Bauern): „Lieber Mann, wie weit ist es von hier nach Dingskirchen?“
 Bauer: „Draus durch'n Wald gehts, is a halbe Stund, und nach der Straß is zwoa Stund.“
 Fremder: „Da werde ich lieber durch den Wald gehen, weil der Weg kürzer ist.“
 Bauer: „Möcht's Gana aber net rat'n, durch'n Wald z'gehn, s'geht von unsrer Smoan neamt nia den Weg, durt is unhoamtli und vadächt.“
 Fremder: „So hält sich dort Gesindel, wilde Tiere oder Mäuber auf?“
 Bauer: „A sel nöt, aber es is an ganzen Weg fo a Wirts-haus nöt.“ —

— **Der Privatdocent.** „Das hätte ich nicht von Dir gedacht, an die fünf Jahre schreibst und liest Du über Idealismus und heivatest jetzt eine reiche ältliche Witwe.“
 „Eben, um noch weitere Jahre darüber lesen und schreiben zu können.“ —

— **Neue Nuance.** Kommiss: „Gnädige Frau wünschen also einen Stoff zur Trauerpillette?“
 Dama: „Zawohl, von möglichst schluhzender Farbe.“ —
 („Regend. Humor. Bl.“)

Notizen.

ar. Die Klaus-Defregger-Ausstellung der Akademie der Künste wird im Januar eröffnet werden. Es sind übrigens gerade 50 Jahre, seit Klaus zum erstenmal in Berlin ausgestellt hat. —

— Die französische Kunstausstellung im Akademiegebäude wird am Sonntag geschlossen. Sie ist von etwa 40 000 Personen besucht worden. Der Wert der verlaufenen Arbeiten betrug 20 000 M. —

— Max Dreher's neues Schauspiel „Der Probekandidat“, die Novität des „Deutschen Theaters“, ist nunmehr auch in Buchform bei Georg Heinrich Meyer erschienen. —

— Hermann Sudermann hat ein neues Bühnenwerk „Johannisseuer“ nahezu vollendet; er arbeitet ferner an einer Komödie „Gefelle Sokrates“. —

— Ein Klaus-Groth-Museum wird in Kiel geplant. Das Wohnhaus des Dichters soll für diesen Zweck eingerichtet werden. —

— Der geschäftsführende Ausschuss für die Errichtung eines Standbildes des jungen Goethe in Straßburg hat soeben ein Preisanschreiben für Entwürfe erlassen. Die Kosten des Denkmals dürfen insgesamt 110 000 M. nicht überschreiten. Die Entwürfe sind bis zum 30. Juni 1900 an das Bürgermeisteramt der Stadt Straßburg einzusenden. Drei Preise von 3000, 2000 und 1000 M. sind ausgesetzt. —

— Ein Mädchengymnasium will man in Frankfurt a. M. gründen. Die Anstalt soll fünf Klassen erhalten. —

— Gumperdins „Hänsel und Gretel“ geht in kurzen an der Pariser Opéra comique in Scene. Der Text ist von Catulle Mendès ins Französische übertragen worden. —

— c. Richard Wagners „Tristan und Isolde“ sieht auch auf dem Repertoire des Theaters in Kairo. —

— Petersburg wird vom 1. September 1900 ab wieder ein ständiges deutsches Theater haben. Das Theater Kononow wurde für die deutschen Vorstellungen gepachtet, die Spielzeit soll acht Monate betragen, als künstlerischer Leiter des Unternehmens ist Hans Ludwig Nordegg berufen worden. —

— Im Harz werden jetzt alljährlich 200 000 Weihnachtsbäume entnommen. Man gewinnt diese Lichterbäume hier teils als Kronenabstände größerer Bäume, teils aus Durchforstungen junger Fichtenkulturen, teils aus besonderen Pflanzungen für den Zweck. Um zu einem Weihnachtsbaume heranzuwachsen, bedarf der Fichtenpflanzling etwa 10 bis 15 Jahre. —

— Von einem amerikanischen Gasfachmann wird, nach der „Tech. Rundschau“, die Verwendung glasierter Thonrohre anstatt ungehauener für Gasleitungen empfohlen. Sie sind sehr fest, halten einen starken Erddruck aus, rosten nicht und leiden auch nicht unter elektrolytischen Wirkungen von Erdströmen, die von den Straßenbahnen ausgehen, sie sind wenig empfindlich gegen Temperaturschwankungen und schließlich billiger als gußeiserne Rohre. —